

Die Neue Welt

Nr. 52

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

— Weihnachten. —

Von Ludwig Lesfen.

Mit blanken Sternen säumt die stille Nacht
Des Winterhimmels dunkelblauen Bogen,
Mit blanken Sternen, die in stummer Pracht
Ein Meer voll Licht zur Erde niederwogen;
Zur Wintererde, auf die weit und breit
Ein weißes Kleid von Flocken ist gefallen,
Ein Silberpelz mit glitzerndem Geschmeid'
Von Reif und Frost und zack'gen Eiskrystallen. —

Um uns so still! . . . Mit meinem Weib allein
In dieses Winterabends kaltem Dunkel, —
Nur durch das Fenster gleißt ein Widerschein
Vom weißen Schnee, ein flimmerndes Gefunkel;
Und dieses Flimmern huscht mit fahlem Glanz
Ihr manchmal über Antlitz, Haar und Hände, . . .
Dann zittert's fort in regellosem Tanz
Und legt sich gelb auf Dielen und auf Wände. —

Und Bild auf Bild steigt auf vor uns'rem Blick
Und weckt die schlafenden Erinnerungen:
Ein Weihnachtstag . . . ein erstes Liebesglück, —
Und meinen Arm um deinen Hals geschlungen. —
In deinen Augen blinkt es wunderbar,
Wie Widerschein von tausend Weihnachtskerzen, —
Ich küß' dir Augen, küß' dir Stirn und Haar,
Und preß' dich fest an meinem wilden Herzen! —

Und wiederum ein stiller Weihnachtstag:
Es fällt der Schnee in großen, weichen Flocken,
Und durch die Dämm'ung zittert leis' der Schlag
Zu uns herein von fernen Abendglocken! —
Du schmiegst dich an mich, reichst die Hände mir,
Als ob du wüßtest, wie das Herz mir schläge! —
Und durch des Nebenraumes off'ne Thür
Weh'n uns'res Kindes leise Athemzüge. —

Und dann ein Weihnachten . . . ein Fest der Noth!
Doch nicht im Jahr die ersten Hungertage! —
Statt Festtagskuchen kaum ein Stückchen Brot!
Doch stumm der Mund: Kein Jammern, keine Klage!
Dazu das Kind, mit Augen müd' und alt,
Bleich und verschüchtert und mit kranken Zügen,
Das von des Lebens furchtbarer Gewalt
Schon früh gebunden muß am Boden liegen. . . .

— Und nun verglimmt des Ofens rothe Gluth; —
Noch einmal flackern auf die matten Kohlen, —
Noch einmal loht's empor, wie brennend Blut! —
Dann kommt es fröstelnd . . . Und auf leisen Sohlen
Schleicht Einsamkeit und Grauen still herein
Zu uns in's nächtlich-kalte Winterdunkel, —
Und nur durch's Fenster gleißt der Widerschein
Vom weißen Schnee wie flimmerndes Gefunkel. . . .

Wir sitzen stumm. — Wir sitzen Hand in Hand
Und Haupt an Haupt, mit großen, weiten Augen
Und starren vor uns in das Winterland, —
Und fühlen in uns etwas schmerzhaft saugen . . .
Das saugt und bohrt, als würd' es nimmer müd',
Bis wir mit uns, mit aller Welt zerfallen! . . .
— Da tönt es fern, weich, wie ein Kinderlied:
„Und allem Menschenvolk ein Wohlgefallen!“ —

Wir sitzen da und lauschen fort und fort,
Bis daß die Töne zitternd sind verklungen. —
Als ob in ihnen ein Erlösungswort
Für alle Welt nun auch zu uns gedrungen! —
Erlösung uns und Allen, die noch kühn
Den stolzen Muth des Kämpfers in sich tragen,
Wenn rings die Wetter sich zusammenzieh'n
Und ihre Blitze in die Blüthen schlagen! —



❖ Winter Sonne. ❖

Von Hans Döwals.

Frau Schmitz legte die frischgeplätteten Schürzen zusammen, mehrfach gekniff, drei und drei, quer übereinander. Die mußten noch geliefert werden, damit sie für den Arbeitslohn Essen zu den Feiertagen kaufen konnte. Sie arbeitete hastig, ab und zu ein Spizeneckchen zurechtzupfend und glättend.

Am Fenster der kleinen Stube stand ihr Sohn Paul. Er hatte schon seine verschossene Tuchmütze über den Kopf gezogen und wartete, um mit seiner Mutter gehen zu können. Die Hände hatte er in den Hosentaschen. Ja, es war hier in der Stube beinahe so kalt wie auf der Straße. Sie wollte ihm auf dem Heimwege Handschuhe kaufen — er sollte doch auch merken, daß Weihnachten ist, wenn sie auch keinen Baum hatten und keinen Stuchen backen konnten.

Und dann — sie saßen ja auch sonst immer in der Küche. Da war es vom Kochen und Plätten warm. Da brauchte er die Hände nicht in die Taschen zu stecken — na, aber für den Schulweg mußte er doch Handschuhe haben.

Paul drückte seine kleine, rote Nase an die Scheiben. Er konnte von hier oben das Innere eines ganzen Häuserviertels übersehen. Die von niedrigen und höheren Schuppen und Fabriken gefüllten Höfe grenzten dort unten zusammen. Die schwarzen, flachen Dächer ließen nur wenig Zwischenräume, in denen Wagen und Kistenstapel standen. Gelbbrauner Nebel verwischte die Farben und die Formen. Der Dampf, den ein langes, dünnes Rohr stoßend ausathmete, verdichtete noch den Nebel.

Um diese Zeit, um ein Uhr Mittags, läuteten auf den Höfen mehrere Glocken und gellten Dampfpeifen mit befehlshaberischem Klang; sie riefen die Arbeiter in die Werkstätten und Schuppen vom Mittag zurück. Heute lärmten sie auch fast alle um dieselbe Stunde, doch die Arbeiter eilten nicht auf ihren Ruf an die Maschinen. In kleinen Gruppen verließen sie die Häuser und schritten über die Höfe. Sie hatten während der Espause gearbeitet und machten früher Feierabend.

Paul verneigte die Arbeiter, die über den Hof des von ihnen bewohnten Hauses gingen, zu erkennen. Er war neugierig, ob die aus der Klavierfabrik oder die aus der Lederwaarenwerkstatt nach Hause gingen. An Mehrere aus der Lederwaarenwerkstatt hatte er sich angefreundet. Er besorgte ihren Besperkaffee und allerlei Kleinigkeiten. Sie versprachen ihm dafür zu Weihnachten aus Abfällen eine neue Büchertasche. Wenn sie jetzt Feierabend machten und er nicht zur Stelle war, kam er schließlich noch um seine Ledertasche.

Er strengte seine Augen so sehr an, wie es nur ging. Aber der Nebel war zu dicht. Da drehte er sich um; er wollte hinablaufen und ihnen unten anpassen. In demselben Augenblick wurde an der Klingel gerissen.

„Geh', mach' auf!“ sagte die Mutter, die die letzten Schürzen zurechtlegte.

Ein großer Mann trat in die Thür. Trotz seiner bürgerlichen Kleidung erkannte Frau Schmitz an dem ruhigen, kommandirenden Amtsgeicht einen Beamten. Er hätte die lange, schmale Altemmappe garnicht unter dem Arm halten und auch nicht die dunkelblaue Mütze tragen brauchen, sein unerbittlicher Ausdruck verrieth ihn als einen Gerichtsvollzieher.

„Frau Schmitz?“ fragte er geschäftsmäßig, ohne die Mütze abzunehmen, und trat einige Schritte in's Zimmer hinein.

„Ja,“ sagte sie leise, aus Angst vor dem Kommen mit den Schürzen in der erhobenen Hand stehen bleibend.

„Ich habe die Ermiffion bei Ihnen vorzunehmen,“ sprach er im selben Tone weiter. Ruhig öffnete er seine Mappe und entfaltetete ein Schriftstück mit schematischem Vordruck. Die betreffenden Rubriken waren wirklich mit dem Namen „Frau Schmitz“ ausgefüllt.

„Ja, aber das kann doch hier nicht richtig sein!“ stieß sie verwirrt hervor.

„Na, Chausseestraße 2g, Quergebäude 4 Treppen, wohnt doch weiter keine Frau Schmitz als Sie?“

„Nein . . .“

„Na, also! . . .“

„Ja, aber der Direktor der Heimathsbank hat mir doch die Miethe gestundet. Unser Verwalter hat mich zu ihm selber hingeschickt. Und er hat es mir auch persönlich bewilligt!“

„Haben Sie was Schriftliches darüber?“

„N — nein,“ sie zupfte an dem Besatz ihres Kleides. Die Angst hatte ihr blaßes Gesicht geröthet. Die matten, verarbeiteten Augen glänzten.

„Ja, dann hilft es nichts,“ meinte er und drehte die Handfläche nach außen.

„Aber ich habe doch schon zehn Mark angezahlt!“ rief sie mit freudestrahelndem Gesicht.

„So?“ Er breitete das Formular aus und sah es noch einmal durch. „Ja, das stimmt schon. Sie werden auch nur wegen siebzehn Mark rückständiger Miethe ermittelt. Aber vielleicht — zeigen Sie doch mal die Quittung über die zehn Mark.“

Sie eilte voller Hoffnung an die Kommode und zog das obere Fach auf. Vor Aufregung zitternd, warf sie die Papiere wirr durcheinander.

Der Beamte hatte schon etwas von seiner Kühle verloren. Er ging zu ihr hin und sah in den durchwühlten Kästen. Sie kramte unruhig weiter. Da sagte er: „So finden Sie nie die Quittung! . . . Na, da liegt sie ja wohl oben auf? Gewiß doch! . . .“

Er prüfte sie. „Nein, ist nichts d'rauf.“

Die Hoffnung wich aus ihrem Gesicht. Verzweifelt und niedergeschlagen sagte sie: „Aber es ist doch heute Heiligabend! . . . Und wegen der paar Mark kann man mir doch nicht meine ganzen Sachen wegnehmen!“

Er schlug beschämt die Augen nieder. Was das nur war? . . . Er erlebte doch sonst seine Geschäfte ohne große Gemüthsbewegung! Aber es war auch eine dumme Sache, gerade zum Fest die Menschen aus ihrem Heim zu jagen . . .

„Ja,“ meinte er nach einer Pause zögernd, „ich habe nicht darnach zu fragen, ob es Heiligabend ist oder nicht. Ich muß mein Amt, meine Instruktion befolgen . . . Im Uebrigen können Sie ja Wäsche und die nöthigen Möbel,“ . . . er zählte mehrere auf, die sie in dem Entsetzen, das sie beherrschte, nicht verstand . . . „ja, die dürfen Sie behalten.“

„Aber jetzt! Wohin damit?“

„Na . . . dann holen Sie sich die Sachen nach dem Feste. Ich lasse Ihnen die Wohnung öffnen.“

„Aber bedenken Sie doch! Heut', am Heiligabend! . . . Wo soll ich denn mit dem Kinde hin bei der Kälte? . . . Haben Sie doch ein Einsehen! Kommen Sie nach den Feiertagen wieder! Dann habe ich mir das Geld verschafft.“

Er drehte sich verlegen hin und her: „Aber das geht doch nicht . . . Nein, nein! Das geht nicht!“ Ueberlegend starrte er sie an. Da zog in sein Gesicht wieder der amliche Zug . . . er durfte sich nicht zu weit gehen lassen, und hart sagte er: „Nun, bitte! Ich muß noch mehr Geschäfte erledigen!“

Vor Scham wendete er den Kopf ab und erröthete. Diese verfluchte Instruktion! . . .

Sie sah ihn erst verständnißlos an, dann richtete sie sich entschlossen auf: „Ja!“ Rasch zog sie ihr Jacket über, band ein Tuch über den Kopf und schnürte das Paket mit den Schürzen zusammen.

Als sie es auf die Schulter nahm, sagte er: „Nein, das bleibt hier!“ Der Beamte kam wieder zum Vorschein.

„Aber es gehört nicht mir.“

„Das kann Jeder sagen!“

„Ich muß es doch noch heute liefern. Hier, es ist Arbeit für ein Geschäft.“ Sie öffnete das Paket und zeigte ihm, daß es mehrere Duzend neuer Schürzen enthielt: „Na, das können Sie doch glauben, daß ich die nicht für mich anfertige.“

„Ja—a.“ Er wollte seine Schrockheit wieder gut machen und fragte: „Frau Schmitz, wie kommen Sie denn nur zur Ermiffion? Müßten Sie denn solche theure Wohnung haben?“

Sie schluchzte auf: „Mein Mann . . . ist vor . . . zwei . . . Monaten gestorben. . . Und der Kontrakt . . . wurde mir nicht gelöst. . . Einen Miether . . . für die Stube . . . fand ich auch . . . noch nicht.“ Mit einer Hand stützte sie sich auf den Tisch, mit der anderen hielt sie ihr Taschentuch gegen den Mund. Sie zerknüllte es und nagte daran, um das Wimmern zu unterdrücken, das ihr aus der schmerzenden Brust aufstieg. Die Thränen liefen ihr gleichmäßig still aus den offenen Augen.

Der Gerichtsvollzieher war an solche Szenen gewöhnt. Aber heute ging es ihm doch durch den bürokratischen Panzer in's Gemüth. Er fühlte, wie ihm ganz heiß wurde. Das lautlose Weinen, die tropfenden Thränen machten ihm die Augen naß. Sie branten ihm so sehr, daß er fortgesetzt zwinkerte.

Er trat zu dem Jungen, der ihn feindlich anstarrte. „Na,“ sagte er mit zitternder Stimme: „Was kriegst Du denn heute Abend?“

Er erhielt keine Antwort. Da fühlte er, daß diese Frage das Ungeschickteste, Berlegendste war, was er machen konnte. Bei Frau Schmitz bewirkte sie, daß sie sich beherrschte, das Weinen niederkämpfte und sagte: „Komm, Paul! Wir dürfen den Herrn nicht länger aufhalten.“

Der Beamte stotterte: „Nein, so eilig ist es doch nicht! Wirklich nicht! Wenn Sie noch etwas besorgen wollen . . .“

„Nein!“ Sie stand schon in der Thür.

Da griff er rasch in seine Tasche: „Warte 'mal, mein Junge!“ Hastig öffnete er sein Portemonnaie und drückte dem Jungen ein Markstück in die Hand. „So, kauf' Dir 'was . . . es ist ja heut' Heiligabend!“ Dann rief er den auf dem Flur wartenden Schlosser, ließ eine Kramme vor die Thür legen und klebte seine blauen Siegel darauf.

Frau Schmitz hörte beim Hinabgehen noch das Hallen der Schläge und wie er zufrieden sagte: „So, das Geschäft ist auch erledigt!“

Sie eilte mit ihrem Paket nach dem Alten Markt. Auf den Straßen war ein regeres Leben als sonst an Wochentagen. An fast allen Schaufenstern standen Ankündigungen von Weihnachtsartikeln. Alle Grünfrangeschäfte hatten große Körbe mit Äpfeln und Nüssen an den Eingängen und Kellertreppen aufgestellt. Viele hatten auch Gänse und Hasen zu hängen. Und mit welcher Freundlichkeit die übermüdeten Verkäufer und Ladenmädchen die geringfügigen Wünsche jener Kaufenden erfüllten, die ihrem Etat nur wenige Pfennige abringen konnten, die erst im letzten Augenblick sich zu einem Verbrechen gegen ihr Budget hinreißen lassen, um noch irgend Jemand zu erfreuen. . . .

Es war ein abscheuliches Wetter. Trotzdem es nicht froh, war es doch scheinbar kälter, als wenn Eis und Schnee unter den Füßen geknirscht hätten. Wohl lag an den Bürgersteigen zusammengeschobener Schnee, aber er war schon mit dem ganzen Schmutz der Großstadt durchtränkt. Die Luft schien auch seine widerwärtige Farbe angenommen zu haben. Grau, düstern, verhinderte sie den Ausblick die Straßen hinunter und hinauf nach dem Himmel. Der schien bis dicht auf die Häuser herabgekommen zu sein und Rauch und Qualm aufgefogen zu haben. Ein stumpfes, gelbliches Grau hatte er angenommen. Nirgends war eine Wolke zu sehen, die seine Eintönigkeit unterbrochen hätte. Nirgends lichtete sich das Grau. Nicht ein heller Fleck, nicht der geringste blaße Schein von der Sonne konnte diesen Winterdunst durchdringen. Kein einziger Sonnenstrahl klärte und erwärmte die Luft.

Die Sonne war wie vom Himmel weggewischt. Und doch waren die Gesichter der Menschen nicht vergrämt, wie sonst an trüben Tagen. Wie wenn

sie dem Wetter trocken wollten, machten sie alle freundliche Mienen. Die Augen der meisten leuchteten, als hätten sie ein wunderbares Geheimnis.

Die Pakete, die fast alle trugen, schienen keinem schwer zu werden. Alle diese von ihren Geheimnissen erhellten, erwartungsvoll-ungeduldigen Gesichter dämpften die Verzweiflung der Frau Schmitz. Ihr stummer Schmerz linderte sich und sie sprach mit ihrem Jungen, der, trotzdem er erst elf Jahre alt war, doch schon die Stelle des Vertrauten einnahm, mit dem sie sich besprach. Sie hatte Niemand weiter. Mit ihren Verwandten verkehrte sie fast garnicht, und zum Plaudern mit den Nachbarn hatte sie keine Zeit. Da er auch in seinen freien Stunden ihr helfen mußte, so war es ganz natürlich, daß er „mitreden“ durfte.

„Weißt Du was?“ sagte sie, „ich werde mir von Herrn Joseph Vorschub geben lassen.“

„Ach, der giebt Dir doch nicht,“ antwortete er unwillig. „Du weest doch, neulich haste doch nicht gekriegt.“

„Aber jetzt, zu Weihnachten!“

„Na, Du wirst es ja sehen. Du willst mir immer nich glooben, und nachher is et doch so, wie id't jesagt habe!“

Sie lächelte über seinen gewichtigen Ernst, stieg aber doch mit klopfendem Herzen die Treppen hinauf nach dem Engrosengeschäft von James Joseph.

Die jungen Kaufleute standen an den hohen Regalen und langen Tischen herum und scherzten. Ihre Hauptarbeit war vorbei. Sie kamen fröhlich auf Frau Schmitz zu und nahmen ihr die Arbeit ab, zählten sie und unterschrieben den Lieferungsschein. Paul wollte das Packtuch nehmen, doch zog es einer der jungen Leute weg und sagte: „Rein, das ging heute zu rasch.“

„Geben Sie mal gleich das Tuch her!“ rief Paul. „Sie denken woll, Sie können mir immer so warten lassen und zum Besten haben?! — Dazu sind Sie mir doch viel zu wenig!“

Die jungen Leute krümmten sich vor Lachen. „So ist er immer! Der mußt feste auf, wenn er liefern kommt,“ bestätigten sie der Mutter. „Der läßt sich nicht bieten!“

„Haben Sie nichts für mich eingerichtet?“ fragte sie.

„Ne, vor Weihnachten giebt's nicht mehr. Wenn Sie am dritten oder vierten Feiertag kommen. . .“

Das war die erste falsche Zahl, die sie aus ihrer Rechnung streichen mußte. Die Feiertage, in denen sie gerade besonders fleißig sein wollte, mußte sie nun wirklich feiern. Sie ging nach dem Kassenraum, der nur durch eine niedrige Glaswand von den Lagerräumen getrennt war. Dort brannte das Gasglühlicht, da das Tageslicht zu matt war, daß man zum Schreiben hätte sehen können. Die Kassiererin zählte ihr schweigend die vier Mark und fünfzig Pfennige für drei Duzend Schürzen auf. Bzgernd strich Frau Schmitz das Geld ein. Als sie noch stehen blieb, fragte die Kassiererin, von ihren großen Büchern aufsehend: „Nun?“

„Ich möchte gern ein bischen Vorschub haben,“ antwortete Frau Schmitz heiser und undeutlich.

„Ja, das wird wohl nicht gehen,“ meinte die Kassiererin und sah mitleidig auf. Vor den Augen der Frau Schmitz zitterte das helle Licht. Sie fragte leise: „Nur zehn, zwölf Mark?“

„Ja, das ist recht dumm, aber Herr Joseph hat es streng unterfagt. . . und er ist jetzt nicht hier, wird auch heute nicht mehr kommen, und der Prokurist ist auch schon nach Hanie gegangen. . . Vielleicht hätte es bis zum dritten Feiertag früh Zeit? Dann ist Herr Joseph hier. Er kennt Sie ja als tüchtig und ehrlich; es ist nicht unmöglich, daß er Ihnen was giebt. Er ist zwar prinzipiell dagegen, weil er schon oft angeführt worden ist. Aber mit Ihnen macht er gewiß eine Ausnahme. . . Gewiß!“

Frau Schmitz lächelte enttäuscht. Die tröstenden Versicherungen des Fräuleins thaten ihr weh. Die Kassiererin meinte es wohl recht gut, aber — jetzt glaubte sie nicht mehr, daß Herr Joseph gerade mit ihr eine Ausnahme machen würde. Warum auch gerade mit ihr?

Und Entschuldigungen stammelnd ging sie hinaus. „Siehste, habe id et nich gleich gesagt?“ sagte Paul.

Sie antwortete nicht, sondern fasste ihn nur fest an der Hand und zog ihn mit sich. Das letzte Mittel wollte sie versuchen. Zum Bankdirektor wollte sie und ihm vorhalten, daß er ihr die Miethe gestundet habe. Hastig ging sie über den Schloßplatz und die Schloßbrücke. Es war die Zeit nach der Börse. Eine halbe Stunde später hatte der Direktor der Heimathsbank Sprechstunde. Die kurze Dämmerung des Wintertages zog heute früher als an klaren Tagen ihre blauen Schatten durch die Luft. In den großen Kursgeschäften am Werberischen Markt wurde das elektrische Licht eingeschaltet. Weiter unten flammten auch schon Straßenlaternen im Dunst auf.

In der Behrenstraße, hinter der Mauerstraße, fuhren die Equipagen der Direktoren und Bankiers wartend auf und ab. Frau Schmitz lief in der Angst rascher und immer rascher. Hastig stieß sie die große, mit Zierisen vergitterte Thür der Bank auf. Sie wäre fast an dem Portier vorbeigelaufen, ohne ihm gesagt zu haben, wohin sie wolle. Dies Verbrechen rächte er sonst stets mit langen Kreuz- und Querfragen. Heute aber sagte er, die barschen Fragen unterdrückend — es war ja Heiligabend — „Ja, der Herr Direktor ist oben!“

Sie ging die breiten Stufen hinauf, deren dicke Läufer jeden Laut verschlangen. Auf den Treppen und in den Fluren der Bank war es wärmer, als Frau Schmitz es je in ihrer Küche gehabt; große, gewundene Heizröhren, die, von zierlichem Gitterwerk verdeckt, unter den Fenstern und in Nischen entlang liefen, strömten die Wärme aus.

Im ersten Stockwerk trat ihnen ein Diener entgegen. Sie fragte nach dem Direktor. Er ging sofort in eins der hohen Zimmer, nachdem er ihnen eine Bank zum Sitzen angewiesen hatte.

„Das mußt ja Alles nicht!“ sagte der mißtrauische Paul.

„Nu sei ruhig!“ Aergerlich fuhr sie ihm mit der Handfläche über den Mund.

Der Diener kam: „Der Herr Direktor läßt bitten!“

Sie ließ ihren Jungen auf der Bank und ging in's Direktionszimmer. Die elektrischen, mit grünen Schirmen behangenen Stehlampen beleuchteten nur den unteren Theil des Raumes, dessen Wände mit mehreren Oelbildern alter Herren und einer großen Karte geschmückt waren. Ein Divan mit türkscher Decke und große, eichene Lehnsühle gaben dem Zimmer etwas Behagliches und unterschieden es von einem bloßen Comptoir.

Der Direktor stand vor seinem breiten Schreibtisch. Er hatte schon seinen pelzbesetzten Mantel angezogen und war eben dabei, die Handschuhe abzustreifen. Der Ausdruck seines Gesichtes war, da er mit dem Rücken gegen das Licht stand, nicht zu erkennen. Doch sagte er freundlich: „Nun, meine liebe Frau, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ach, ich bitte. . . vielmals um Entschuldigung!“ antwortete sie verwirrt; „ich komme nur wegen. . . Sie hatten mir doch die Miethe gestundet!“

„Wie so? Wie heißen Sie denn?“

„Schmitz, Wittwe Schmitz. Und nun lassen Sie mich gerade heute ermitteln!“

„Ja, liebe Frau, das thut mir sehr leid. Aber ich weiß wirklich nicht, daß ich Ihnen die Miethe gestundet habe.“

Sie stammelt vor Scham, daß er, indem er seine Vergeßlichkeit zugesteh, ihr eine Lüge zuschreibt: „Ich habe Ihnen doch selber am Ersten zehn Mark gebracht. Und Sie sagten. . .“

„Aber, liebe Frau, es kann ja möglich sein, daß ich Ihnen was gesagt habe. Ich will durchaus nicht gesagt haben, daß Sie das zu Unrecht behaupten! Sie können mich ja falsch verstanden haben.“ Milder werdend: „Sehen Sie, das kann man ja doch vergessen. Hier, wo so unendlich viel erlebigt werden soll. . .“

Sie hebt die zusammen geklammerten Hände: „Aber was soll ich denn nur thun? Heute. . . am Heiligabend. . .“

Ihr jammrender Ton rüttelt ihn. Weich, fast vertraulich sagt er: „Ja, das ist ja sehr schrecklich, sehr schrecklich!“ Sinnend starrt er auf den Boden. Sie hält den Athem an. Am liebsten möchte sie seiner Gehirnarbeit zu Hilfe kommen, damit er das Richtige finde. Und sie quält sich, ihn allein durch den stillen Wunsch zu unterstützen. Ihre ganzen Empfindungen wallen zu ihm über.

Er unterbricht das Schweigen mit unsicherer Stimme: „Wenn es nur ginge. . . ja. . . aber das Geschäft muß doch seinen Gang gehen. Das ist bei solchem großen Geschäft nicht anders. Wir dürfen keine Ausnahme machen, so leid es mir gerade in Ihrem Falle thut. Vielleicht kann ich Ihnen so behülflich sein?“

Der Glanz ihrer Augen ist erloschen. Sie hat nur verstanden, daß die Ermittlung nicht zurückgenommen wird. Sie fühlt sich verabschiedet und geht hinaus. An der Thür will sie sich für die Bemühung bedanken. Doch aus dem offenen Rande kommt nicht ein Laut; die Stühle ist wie verbrannt.

Paul sah an ihrem verstörten, verzerrten Gesicht, daß sie nichts ausgerichtet hatte. Schweigend gingen sie, Hand in Hand, die Treppen hinunter. Erst an der Friedrichstraße, in der durcheinander hastenden Menge, kam Frau Schmitz zur Besinnung: „Nun müssen wir schon zu Onkel Fritz gehen,“ meinte sie und blieb stehen.

Paul antwortete nicht. Onkel Fritz war ihm widerwärtig. Wenn er den Onkel besuchte, bekamen die Kinder heimlich in der Küche Abendbrot, eins nach dem anderen, damit er, wenn eins mit ihm in der Stube spielte, es nicht merken sollte, wie sie ihre Stullen verzehrten. So mußte er den weiten Weg von Nixdorf bis zur Chausseestraße hungrig zurück.

Aber es blieb ihnen nichts weiter übrig, als zum Onkel Fritz zu gehen. . .

Endlich stiegen sie die Treppen des Hauses hinauf, in dem Onkel Fritz wohnte. Kinder öffneten. Onkel Fritz war in der Stube, wo er einen Tannenbaum in ein Gestell paßte. Mit ehrlicher Freude kam er ihnen entgegen: „Na, laßt Ihr Euch mal sehen?“

Er war ein hagerer Mann mit grauem, faltigen Gesicht. Die hellen Augen blickten offen und nüchtern, zu offen, fast beschränkt. Während er sie noch geräuschvoll willkommen hieß, kam aus der Küche seine Frau. Ein hageres, nervöses Weib mit etwas niedriger Stirn und breitem, schmalem Mund.

„Guten Tag, Emmi!“ sagte sie kalt und reichte ihr mit mißtrauisch flackernden Blicken die Hand. Frau Schmitz fühlte die ablehnende Kälte. Wenn sie gewußt hätte, wohin mit dem Jungen, wäre sie sofort gegangen.

„Na, nu seh' Dir doch mal das Gestell an,“ sagte Fritz laut und zog sie in die Stube. „Da, das habe ich selbst zusammengebaut. Ja, so kann man viel Geld sparen,“ fügte er stolz hinzu.

„Und nun mußt Du erst mal mit in die Küche kommen,“ sprach er voll Bewunderung über seine Thätigkeit weiter und eilte ihr voran. „Da, das Regal und den Küchenrahmen und den Kohlenkasten! Und dann habe ich Alles frisch gestrichen. Wie gefällt Dir denn die weiße Farbe mit dem mohnrothen Streifen? Siehste, so spart man!“

„Na, ganz gut!“ Sie zwang sich zur Anerkennung. Die Sachen waren auch wirklich gut. Aber die Miene der Schwägerin kühlte ihr warmes Empfinden. Während sie noch vor den Möbeln stand, winkte die Schwägerin Fritz zu sich. Sie wollte ihm durch Zeichen zu verstehen geben, daß er nicht gar zu freundlich sein solle, doch er verstand sie nicht. „Was denn?“ fragte er halblaut mit seiner hohen Stimme. „Na, die will doch bloß wieder Geld haben!“ antwortete die Schwägerin leise.

„Ach, Unsin!“ sagte er mürrisch.

„Daß Du ihr nichts giebst!“

Er trat mit erhobenem Kopf, doch ohne sie anzusehen, zu seiner Schwester: „Na, wie gefallen Dir denn die Möbel?“

Sie stand und starrte den Schrant an. Die hellen Farben flimmerten vor ihren Augen. Der Athem war ihr bei der leisen Unterhaltung stecken

geblieben. Selbst auf den Bruder konnte sie also nicht rechnen. Das Gefühl gänzlicher Einsamkeit durchschnitt sie. Jenes Weh, bei dem alle einst erlittenen Schmerzen wiederkehren, alles Unglück mit einem Mal in zehnfacher Schwere den Menschen niederdrückt, presste auf sie. Aufschreiend warf sie sich ihrem Bruder um den Hals. Ihr Körper zitterte und flog. Mit beiden Händen mußte sie sich an seinen Schultern festhalten, da ihre Beine zusammenliefen. Sie schluchzte und stöhnte in thränenlosem Jammer.

Der erschreckte und erschütterte Mann drückte sie an sich und streichelte ihr Haar und ihre Arme. Und da mußte er an seine Kindheit denken, wie sie noch klein war und er sie hatte herumschleppen müssen. Jene heiße Helle durchdrang den nüchternen Mann, die Menschen überkommt, wenn sie glücklich sind. Er hatte ganz vergessen, daß er einen Verwandten, eine Schwester hatte. Der Hauch der Blutsverwandtschaft hatte ihn berührt — eine Schwester hatte er! Eine Schwester!!

Seine Frau stand unterdessen am Herd und schüttete Kohlen auf; fortwährend brummelte sie: „Verrückt... verrückt!“ Verständnißlos, fast furchtsam sah sie die Beiden an: „Verrückt... verrückt!“ „Na, was hast du denn?“ fragte Fritz, als seine Schwester sich beruhigte.

„Wir sind ermittelt... Wegen siebzehn Mark.“ „Nun, wir können Dir nicht pumpen!“ schrie die Schwägerin, ehe Fritz etwas sagen konnte.

„Das ist ja nun meine Sache!“ meinte er schüchtern.

„Nein, das ist meine Sache!“ schrie sie, immer wüthender werdend und mit dem Feuerhaken auf ihre Schürze klopfend. „Wenn's nach Dir ginge, würdest Du überhaupt Deinen Wochenlohn gleich am Sonnabend verschenken! Du weißt nicht, was die Wirtschaft kostet. Ihr Männer kümmert Euch ja nie darum. Und die drei Kinder, die können Betteln gehen, nicht wahr? Ne, Emmi, wir können nicht 'n Groschen weggeben.“

Fritz hatte rothe Flecken auf seiner Stirne bekommen. Er schämte sich für seine Frau, denn so schlecht stand es nicht mit ihnen. Seit fünfzehn Jahren arbeitete er in einer Fabrik. Seine Frau arbeitete auch mit. Sie lebten zurückgezogen. Sie gönnten sich nicht das kleinste Vergnügen. Vier tranken sie nicht. Er rauchte nicht und kam gleich nach Feierabend nach Hause. Des Sonntags zimmerte er Hausgeräth zusammen und schusterte sogar. So waren sie denn nach und nach vermedert und vermindert. Die ganze Familie war hager. Die Kinder hatten sogar schon faltige Gesichter, denn sie durften sich nie mit ihren Kameraden auf dem Hof und auf der Straße tummeln. Da hätten sie am Ende eine Fensterscheibe eingeworfen oder die Hofen zerrissen. Und das kostete Geld! Natürlich waren sie auch unglücklich schon geworden. Sie hatten wohl die Thür geöffnet, waren dann aber in die Gassen gekrochen vor ihrem Vetter und ihrer Tante. Selbst der Austritt in der Küche hatte sie nicht hervorgeholt.

„Na, na, nun ist es ja schon gut,“ begütigte Fritz seine Frau, „wir sprechen noch darüber.“

„Das ist abgemacht! Darüber giebt es gar nichts mehr zu sprechen!“ freischte sie.

„Na, jedenfalls bleibt Emmi die Feiertage über bei uns,“ meinte er noch etwas verschüchtert, und führte seine Schwester in die Stube. Seine Frau gab sich damit zufrieden und wirtschaftete erregt in der Küche weiter. Das Kochgeschirr klirrte und die Stühle und Bänke polterten bei ihrer Arbeit.

Da ging die Flurthür. Sie eilte hin. Fritz ging mit der Mütze auf dem Kopfe die Treppe hinunter. „Wo willst Du denn hin?“ rief sie hinter ihm her.

„Für den Paul 'ne kleine Sache unter den Baum holen. Der darf doch nicht so leer dabei stehen.“

„Du bist wohl ganz und gar...?“

Er that, als höre er sie nicht und ging trapptrapp die Treppe weiter hinab.

„Fritz!“ rief sie gellend, „Fritz!“

Doch er ging wie taub weiter.

Sie lief ihm einige Stufen nach: „Fritz, Fritz!“

Er kam nicht zurück.

Berwundert und verärgert ging sie in die Wohnung zurück. Er war doch sonst gehorsam!...

Es war zehn Uhr Abends. Fritz war noch nicht zurück. Seine Frau hatte schon lange ihre Arbeit fertig und drückte den Kopf an die Scheiben, um zu sehen, ob er noch nicht komme. Hinter vielen Fenstern glänzte heller Lichtschein. Aus den Nachbarnwohnungen klangen die grellen, immer wiederholten falschen Tonleitern von Kindertrumpeten und einer Mundharmonika.

Und ihre Kinder saßen müde und doch erregt herum. Jetzt fing das Jüngste an zu plärren: „Ich will auch eine Trompete haben!“

„Bist Du gleich still! Du verdamnte Föhre!“ zankte sie.

Aber das Kind wimmerte weiter.

Eine halbe Stunde hielt sie es aus. Dann brachte sie die Kinder zu Bett. Auch ihrer Schwägerin stellte sie eine Feldbettstelle in der Küche auf.

„Wo nur Fritz bleibt?“ forschte Emmi.

„Ach, der hat was zu besorgen,“ wich sie aus.

In der Stube setzte sie sich allein hin, nachdem sie vor die Lampe Zeitungspapier gehalten hatte, damit das Licht nicht auf das Bett der Kinder falle.

Zum ersten Mal in ihrer Ehe wartete sie vergebens auf ihren Mann. Sie hörte, wie der fröhliche Lärm in der Nachbarschaft verstummte. Jene Stille trat ein, wie sie die Großstadt nur in dieser einzigen Nacht kennt, wo Alles bei den Verwandten und Freunden bleibt.

Nur ganz selten klappte auf dem Pflaster der Tritt eines Menschen. Doch Fritz war es nicht.

Da fror sie in der warmen Stube. Sie hätte am liebsten eins der Kinder geweckt, um die Zeit verplaudern zu können.

Aus der Stille stieg ihre Vergangenheit herauf. Wie sie vor siebzehn Jahren geheiratet hatten. Sie war selig, als alleinstehende Fremde in eine Familie hineinzukommen. Der Hochzeitstag von Emmi kam. Fritz war krank gewesen. Sie hatte allein die Wirtschaft erhalten müssen. Da sagte sie ab. Sie könne die Feier nicht mitmachen. Doch Emmi hatte mit ihr gezankt und sie selbst am Hochzeitstage nach dem Lokal geholt. Im Stillen gelobte damals Frigens Frau, ein Geschenk zu geben, sobald sie könne. Doch als Fritz nun seine Stellung bekommen hatte und sie laufen gehen konnte, that ihr das Geld leid. Wer weiß, was ihr noch passiren konnte! Und sie ging allem Verkehr mit den Verwandten aus dem Wege: „Ah, das kostet nur Geld!“

Die Angst vor der Noth machte sie geizig. Oh, sie wußte das wohl! Aber es ging doch nicht anders. Wenn nun wieder Unglück käme?

Sie glaubte, Fritz zu gleichem Empfinden gezogen zu haben.

Und nun blieb er die Nacht fort...

Sie sah, während sie stundenlang stumm, den Arm auf den Tisch gestützt, vor sich hinstarrte, wie eine Erscheinung, als wenn das, was in ihr auflebte, Gestalt bekäme: Zwei junge Frauen. Die Eine im weißen Kleid und grünen Kranz im Haar, die Andere in einfachem Hauskleide. Beide in einer Droschke. Die Braut war Emmi, wie sie sie zur Hochzeit geholt hatte. Die Andere war sie selbst. Und sie weinte an der Schulter der Braut und versprach ihr, stets eine gute Freundin zu sein, immer zu ihr zu stehen.

Unwillkürlich liefen ihr jetzt wirklich Thränen aus den Augen.

Leise wurde die Thür geöffnet. Emmi kam halb angekleidet herein und fragte: „Ist denn Fritz noch nicht da?“

Die Schwägerin schüttelte nur den Kopf, sie mit den weinenden Augen ansehend. Emmi setzte sich zu ihr und streichelte sie. Bis zum Morgen saßen sie wach bei einander; ohne zu sprechen, verstanden sie sich.

Die Kinder standen schon auf und gingen in die Nebenküche, um den Baum zu puzen. Da klopfte es. Fritz kam mit unsicheren Schritten herein. Er roch nach Schnaps. Keiner machte ihm einen Vorwurf. Doch er grollte mit schwerer Zunge: „Was soll das? He?!... Das paßt Dir wohl nicht, daß

ich Ginen getrunken habe?... Gerade trink ich nu! Nu erst recht!...“ Mit weinerlicher Stimme, sich am Tisch festhaltend: „Du denkst wohl, ich bin betrunken?...! Ne — das mache ich nicht!... „Ich bin nur lustig! Lustig!...“ Und dabei lugelten ihm die Thränen über die Waden: „Ja, nur lustig!... Du glaubst wohl nicht?... He!“ Er hob den Tisch hoch und stieß ihn auf die Erde: „Jetzt sind wir wieder lustig; was, Alte?“ Er schwankte auf seine Frau zu und tapchte ihr auf die Schultern: „Was, jetzt machen wir uns quitschvergnügte Weihnachtsen. Lange genug haben wir ja gespart. Du kriegst 'n seidenes Kleid und die Kinder neue Anzüge und ich 'ne goldne Uhr! Oh, das wird jetzt fidel!“

Sie sagte nur fortwährend: „Ja, ja, ja.“ Also dazu hatte sie gebardt, daß es nun auf sibile Weise dahinging!...

Plötzlich wurde er wieder wüthend: „Was, Du sagst, ich soll zu Bett gehen? Ich bin betrunken?!... Ich schlag Alles entzwei, Alles entzwei!“ Schluchzend fiel er auf einen Stuhl: „Alles... schlag ich entzwei!... Wenn man schon so... unglücklich ist... Ich laß mich von Dir scheiden!... Ja, das hat der grobe Ferdinand auch gesagt, ich solle mich von solcher Dete scheiden lassen... Aber erst wird Alles... verjurt... Sieh mir mal das Geld her! Ich will meiner Schwester hundert Mark zu Weihnachten schenken!... Wird's nun bald?... Es ist doch mein Geld!... Und dann, dann kniest Du nieder vor meiner Schwester und küßt ihren Fuß!... Das Geld! Das Geld!“ schrie er und versuchte aufzuspringen. „Sonst... hol... ich... es... selbst!“ Er sank wieder schluchzend zusammen: „Ach, ich bin ja jetzt so stark, so lustig, so lustig...“

Die beiden Frauen weinten. „Es ist ja selbstverständlich, daß Emmi das Geld bekommt,“ sagte seine Frau.

„So, so... Ich bin ja jetzt so lustig!“ brummelte er halb im Schlaf. Die Frauen zogen ihm die Kleider ab und brachten ihn zu Bett wie zwei Schwestern. Er murmelte immer noch: „Ich laß mich scheiden!...“

Der Schein der Lampe verblaßte. Der Tag drängte die Schatten der Nacht fort. Im Morgenbunt des Wintertages stieg die Sonne wie ein glühender Goldball herauf, groß und roth. Es mußte ein klarer Tag werden. Kälter zwar, als gestern, aber doch nicht so niederdrückend, denn die Sonne schien hell.

Emmi blickte hinüber nach ihrer Schwägerin. Die starrte hinaus... Ihre Sonne war wiedergekommen...

Beide sahen einander lächelnd an: „Die Sonne!“ Und wenn auch ihre Strahlen kalt waren; ihr Licht, das klare, ungebrogene Licht schien doch zu wärmen. —

2

Die Gebild-Weberei.

(Schluß.) Von Gustav Strahl.

Die Hausweberei von Schleswig-Holstein hat in den letzten Jahren ebenfalls viel von sich reden gemacht. Man rühmt dem nordfriesischen Volksstamme eine hohe Stufe von Kunstübung nach, vor Allem aber eine Kraft und Originalität der Erfindung, welche den Wunsch nahe legten, es möchten Bethätigungen, wofür dieser Volksstamm ersichtlich bedeutende Begabung zeigt, nicht unter dem Wettbewerb des Fabrikbetriebes allmählig ganz verloren gehen, sondern erhalten und gefördert werden. Noch im Jahre 1854 arbeiteten in Husum und den drei angrenzenden Dörfern 100 Webstühle, 1798 in Husum allein 37, die sich auf neun Meister vertheilten. Das Eigenthümliche an den Leistungen dieser Hausindustrie ist, daß sie eine ungewöhnliche künstlerische Durchbildung bekundete. Man will in Mustern und Technik Ähnlichkeiten sowohl mit altperischen Webereien, als mit Arbeiten der Völker an der unteren Donau gefunden haben. Unmöglich ist es nicht, daß zur Zeit der alten Handelswege



Auf dem Heimweg. Nach dem Gemälde von Frig v. Ullde.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

vom schwarzen Meere gen Norden auch die Webkunst auf diesem Wege in Schleswig-Holstein und Scandinavien ihren Einzug gehalten hat. In dieser Hinsicht hat eine vor Kurzem in der Berliner anthropologischen Gesellschaft gemachte Mittheilung seltsame Aufschlüsse geliefert. Sanitätsrath Bartels fand im Kaukasus ein ganz ungewöhnlich gestaltetes Webgeräth für schmale Gewebe in Anwendung, bestehend in einem über einen Schemel gelegten Brette, längs dessen die Kettsäden aufgezogen sind, und das vom Weber in Lage gehalten wird, indem er sich darauf setzt. Das Vorhandensein dieses seltenen Geräthes konnte noch an der unteren Donau, im Kreise Solbin in der Neumark, in Scandinavien und auf Island nachgewiesen werden. Es kann nicht gut angenommen werden, daß diese Gegenstände an all' diesen Orten selbstständig entstanden seien. Das mag von Sachen gelten, die sich gewissermaßen von selbst aus der überall gleichen Gestalt der menschlichen Gliedmaßen ergaben, aber nicht von Gegenständen so eigenthümlicher Art und Bestimmung; das kann nur übertragen sein und zeigt in seiner heutigen Form und seinem Vorhandensein noch die Spuren des Weges, auf dem es verbreitet worden ist.

Eine weitere, ebenfalls schon zu den ältesten Zeiten gelübte und lebiglich von dem Farben- und Formenstimm des Arbeiters in seinem Gelingen abhängige Spezies ist, wie schon früher angedeutet, die Knüpftechnik der sogenannten Smyrnateppeiche. Das Kunstgewerbemuseum zu Berlin hat einen in dieser Technik ausgeführten persischen Teppich in feinfädiger Seide, den man bei oberflächlicher Betrachtung getrost für ein Sammetgewebe halten kann, welches mit modernen Hilfsmitteln hergestellt ist. Es scheint uns heute fast unverständlich, wo Jemand die Geduld hergenommen hat, ein solch' feines Sammetgewebe durch Aufknüpfen jeder einzelnen Noppe, jedes Plüschbüschels herzustellen.

Die Smyrnatüpftechnik, welche in den verschiedensten Ausführungsformen heute fast allgemein Gegenstand des Handarbeitsunterrichtes ist und in Folge dessen wenigstens dem Namen nach eines allgemeinen Bekanntheits sich erfreut, hat ebenfalls heute lisse, d. h. senkrecht aufgespannte Kette, als Grundlage. Auf die Kettsäden werden nach Maßgabe des Musters Wollbüschel aufgeschleift, und nach Vollendung einer Schleifenreihe gewöhnlich zwei Schuß Jutegarn eingetragen. Das Grundgewebe ist in Keimwandbindung ausgeführt; eine horizontal bewegliche Weblade wird nach Eintragung eines Schusses zum Niederfallen, zum Schußanschlag ge-

bracht. Einen Schützen oder eine Ladenbahn, auf welcher Letzterer laufen könnte, giebt es ebenfalls nicht; der Schuß wird auf ein mächtig langes Puteal gewickelt und mit diesem von Hand durch das geöffnete Fach gesteckt. Auch da, wo diese Teppichfabrikation noch heute in Flor ist, haben sich die einzelnen Einrichtungen nicht geändert, auch sind dieselben eine Domäne der Frauenarbeit geblieben.

Der auf diese Weise hergestellte Smyrnateppeich ist überall mit Flor gedeckt und zeigt einen eigenthümlichen perligen Effekt, welcher dadurch entsteht, daß die in das Grundgewebe eingeknüpften Noppen eine leichte Neigung nach der einen Seite zeigen; dadurch wird nicht die filzartige Oberseite des Fadens, sondern die Seitenfläche dem Auge zum Theil sichtbar und die Eigenheit gefärbter Wolle, an den Schnittstellen dunkler zu erscheinen als wie im glatten Faden, ruft den bezeichneten Perleffekt hervor. Bei gewissen Plüsch wird diese Beobachtung zur Erzielung ganz neuer Figuren benutzt, indem die über Stahlruthen gebildeten Schleifen theilweise geschnitten, theilweise als runde Loden belassen werden; auf dunklem Schnittgrund entstehen dadurch hellere Zug- oder Frisefiguren.

Die meist in großem Farbenreichtum ausgeführten Smyrnateppeiche verlangen eine ziemliche Sicherheit in der Auswahl der farbigen Wollstücke, die, in vielen kleinen Kästen vor der Arbeiterin aufgestapelt, als Flor eingeknüpft werden sollen; es gehört deshalb zu dieser Thätigkeit ein gut ausgebildeter Farbensinn und durch lange Übung erworbene Fertigkeit im schnellen Finden des richtigen Kastens. Die „Jünger der schwarzen Kunst“ sind meist nicht wenig stolz auf ihre Fertigkeit im Greifen der Typen, eine solche Teppichknüpferei ist ihnen jedoch ganz bedeutend über, da sie nicht ihr ganzes Leben lang an einem Kasten arbeiten kann, der im bestimmten Fach die bestimmte Farbe enthält; für sie wechselt fast bei jedem Teppich die Farbfolge und es würde ihr schlecht bekommen, wenn sie einmal Typen fangen, ich wollte sagen Farben auswählen wollte in einer Verfassung, in der sie graue Wände über den Kasten laufen sieht. Ob trotzdem solche Vorkommnisse Veranlassung gewesen sind, oder ob dieselbe in anderen Urachen ihren Grund gefunden hat, mag dahingestellt bleiben, Thatsache ist, daß ein deutsches Reichspatent eine Maschine zum automatischen Ordnen verschiedenfarbiger Florfadestücke nach Maßgabe eines herzustellenden Musters für Smyrnateppeiche und andere Plüschgewebe unter Schutz stellt. Wenn auch das Patent schon längst

wieder gelöscht ist, so zeigt es doch, was nicht Alles automatisch gemacht werden soll. Nicht weniger als sechzehn deutsche Patente haben sich bisher mit der Herstellung von Smyrna und Smyrna-Imitationen beschäftigt, davon sind drei noch in Kraft. Noch in allerneuester Zeit ist ein Patent erteilt auf ein Verfahren zur Herstellung von Smyrnaknüpfteppichen mittelst der Nähmaschine.

Den größten Einfluß auf die Fabrikation selbst haben die Imitationen vermittelst hochfloriger Chenille gehabt; dieselben sind jedoch nicht im Stande, das eigenthümliche Aussehen der echten Smyrnateppeiche und ebenso die unverwiltliche Haltbarkeit derselben zu erreichen.

Es ist dieser Fabrikation der Charakter des Kunsthandwerkes trotz aller maschinellen Erfindungen nicht ganz zu nehmen. In vielen Variationen werden nicht heute Smyrna-Imitationen ausgeführt, und auch unter den Ausstellungsobjekten der früher erwähnten nordischen Kunstweberei waren sehr geschmackvolle Stücke zu finden. Die Figuren traten hier auf einem Gobelingrundgewebe hervor, die Flor-noppen waren also nicht zugleich mit dem Grundgewebe entstanden, sondern erst nachträglich aufgesetzt; daher kam es auch, daß die Knoten der Florbüschel an den Rändern der Figur, sowohl durch die Art der Lagerung als auch durch den Unterschied der Nuancirung von geschnittenen Fäden, als recht interessantes Dekorativ sich abhoben. Durch kürzeres Schneiden der Florbüschel an den Rändern der Figuren wurden außerdem gewisse Wölbungen hervorgerufen, die dem ganzen Gewebe noch einen besonders geschmackvollen Ausdruck verliehen.

Auf der vorjährigen Stockholmer Gewerbeausstellung erregten ähnliche, „Flossa“ genannte Erzeugnisse das Interesse der Fachleute. Diesen ähnlich sind Gewebe aus Langenhorn (Schleswig-Holstein), wofelbst Stuhl- und Wagenkissen hergestellt werden. Mehr als zwei Farben kommen bei diesen nicht vor, meist dunkelblau und hellblau, oder dunkelblau und dunkelroth. Die dargestellten Motive sind sehr einfach, gewöhnlich ist es eine Vase, aus der eine Blume aufsteigt. Eine vielleicht noch ältere Technik ist die Bödler Knüpftechnik, so benannt nach dem Dorfe Bödel (Nordholschleswig). Auf glattem Grunde, weiß, dunkelblaugrün, braun, schwarz oder tiefdunkelblau, erheben sich in geometrischen Mustern Büschel farbiger Wolle, welche nicht aufgeschnitten sind; meist umrahmt ein Fries ein anderes gemustertes Mittelfeld. Die gleiche uralte Technik findet sich an Geweben koptischen Ursprungs. —

Der Gänz-Billich.

Von Carlott Gottfried Reuling.

Der Herr Amtsrichter Heinersdorf hatte soeben zum dritten Mal die Nase gepuzt. Man hörte es ganz deutlich im Nebenzimmer. Die beiden Schreiber und der angehende Gehülfe in dem schlotternden Konfirmationsrock bückten sich noch tiefer wie sonst über die Aktenbündel; sie wären sämmtlich lieber erstickt, als daß sie sich unterstanden, die Stille durch ein Husten zu unterbrechen; hätte sich bei einem die Natur gewaltsam Luft gemacht, so würde ihn aus Entsetzen über seine Kühnheit voraussichtlich der Schlag gerührt haben. Wenn sich der gestrenge Herr öfters hintereinander schneuzte, stand der Barometer auf Sturm: zu dem beliebigen äußeren Aerger gesellte sich dann noch der ständige des Amtsrichters über seine stets verstopfte Nase. Er pustete gewaltig darauf los, obgleich er im Voraus wußte, sein krampfhaftes Mühen nach Luft bleibe erfolglos; dessen ungeachtet wurde er über das immer gleiche Ergebnis und sein Leiden regelmäßig so wüthend, daß er in solchen Augenblicken selbst dem Justizminister eine Grobheit an den Kopf geworfen hätte. Außerordentlich beruhigend wirkte dann auf ihn, wenn er irgend etwas zerbrechen oder eine Fliege todtschlagen konnte. Da er letzteres Mittel auf seinem Bureau anwendete, so sorgte seine Frau dafür, daß in seinem Arbeitszimmer daheim immer einige zerprungene Gläser, Tassen ohne

Ohren, oder halbzerbrochene Teller standen. Auf diese Weise hielt die Befänstigung seines Zornes mit seinem Einkommen gleichen Schritt. Für das Gericht hatte er sich ein wahres Ungethüm von Fliegenklatsche hergestellt, die viel mehr einem furchtbaren Marterinstrument aus den Herenprozessen ähnlich sah. An einem kurzen, dicken Stoch waren nicht weniger als neun, über einen Meter lange Gummischmüre befestigt, mit denen er bequem bis zur Decke knallen konnte. Wehe der Fliege, die von den tausenden Schmitzen erreicht wurde; statt des eben noch vergnüglich krabbelnden Geschöpfes war nur noch ein schmutziger Blutfleck zu sehen.

Heute aber — und es war noch obendrein eine dicke, blaue Schweißfliege — hatte der Amtsrichter in seiner heftigen Erregung daneben geschlagen und sah das Insekt zu seinem unansprechlichen Aerger durch's Fenster davonsummen. Der älteste Schreiber nebenan hörte den Schlag, und da er noch eine Unterschrift brauchte, freute er sich, den günstigen Augenblick benützen zu können. Er kam eilig in's Zimmer und reichte dem Amtsrichter den beschriebenen Bogen. Kaum aber hatte der gestrenge Herr einen Blick darauf geworfen, als sein Gesicht ganz lischroth wurde.

„Was unterstehen Sie sich denn, Herr!“ fuhr er den Schreiber so grimmig an, daß der Mann

entsetzt drei Schritte zurückhielpfte; „eine solche Arbeit legen Sie mir vor? Die soll ich unterschreiben? Da, sehen Sie!“

Er hielt dem Schreiber den Bogen hin: der Aermste starrte ihn ganz fassungslos an; er konnte auch nicht das Geringste entdecken.

„Nun, ich glaube gar, Sie finden es nicht einmal. Hier — der Strich über'm u — er sieht ja schief, ganz schief. Und Sie wollen ein Beamter sein, Herr . . .“

Ein Miß — der Bogen flog auseinander und an den Boden. Der Zorn des Amtsrichters war verrannt.

Er drehte sich um, lächelte und klopfte dem Schreiber auf die Schulter. „Schreiben Sie die Geschichte heute Mittag noch einmal; Sie sind ja sonst ein tüchtiger Mann, das muß ich sagen. Adieu, Nag!“

Mit dem fröhlichsten Gesicht von der Welt stieg er jetzt die Treppe hinunter und ging heim. Es hungerte ihn gewaltig; er war schon bei Tagesanbruch auf der Pürsch nach einem kapitalen Bod gewesen, dem er seit Langem zu Gefallen ging. Wirklich gelang es ihm, sich anzuschleichen, und er wollte sich eben schubfertig machen, als ein Stein unter seinen Schuhen abbröckelte und er in seiner ganzen Länge hinschlug. Der schlaue Pürsche war

schon bei dem leisesten Geräusch flüchtig geworden, und der Amtsrichter sehr verstimmt nach Haus gekommen. Beim Staffee suchte ihn seine Frau einzumahen zu trösten, indem sie versprach, heute Mittag den ersten Salat auf den Tisch zu bringen. In dem kleinen Landstädtchen des Odenwaldes gab es damals noch keinen Gärtner, sondern man zog sich sein Gemüse selbst. Die Frau Amtsrichter genoss den Ruf, eine der ersten Gärtnerinnen zu sein, und ihrem Mann wässerte bereits der Mund nach seinem Lieblingsessen. Um so erstaunter war er, als ihm seine Frau mit schwer geärgertem Gesicht aus der Küche entgegenkam und sagte, heute sei doch ein wahrer Unglückstag: ihren schönen, jungen Salat hätten die Gänse mit Rumpf und Stumpf abgefressen.

Es war gut, daß Amtsrichter Heinersdorf seinen Zorn eben erst durch das Zerreißen des Aktenstückes beschwichtigt hatte und das bewährte Pflanzmittel immer auf mehrere Stunden wirkte. Er brachte es deshalb fertig, nicht nur selbst ruhig zu bleiben, sondern sogar seiner Frau einige tröstende Worte zu sagen; außerdem versprach er ihr, sogleich mit dem Gemeindefürsorge Jillich zu reden, damit ein ähnliches Vorkommniß für die Zukunft unmöglich gemacht werde.

Noch am gleichen Nachmittag wurde der Jillich auf das Gericht beschieden. Er hatte schon von der unerhörten Frechheit der Gänse erfahren und sich auf eine tüchtige Strafpredigt gefaßt gemacht. Aber es lief glimpflich ab; der Amtsrichter wollte den Abend noch auf den Anstand gehen und hatte also keine Zeit mehr für Jillich. Er kanzelte den Schütz nur in aller Eile mächtig ab: es sei ihm unbegreiflich, wie so etwas vorkommen könne, wozu wäre Jillich denn da, die Felddiebstahle vermehren sich überhaupt in schreckenerregender Weise und wenn es nicht bald von Grund aus anders würde, müsse er sich nach einer geeigneteren Persönlichkeit umsehen. Nach dieser eindringlichen Vermahnung nahm er die Büchse aus der Ecke und fragte Jillich, ob er nicht etwa gesehen habe, wo der Vögel herausginge. Da der Schütz wirklich so glücklich war, ihm den Wechsel angeben zu können, nickte er wieder bedeutend huldvoller und eilte im schnellsten Tempo den acht Buchen zu. Dort sollte der Vögel alle Abend auf das Bruch treten.

Der Schütz sah ihm mit sehr gemischten Gefühlen nach. In der Strafpredigt war ein Wort gewesen, das an seine verwundbarste Stelle gerührt hatte: die Anspielung auf eine geeigneteren Persönlichkeit. So was nahm Jillich allemal höllisch krumm. Mutter Natur hatte ihn nicht gerade mit großen Reizen ausgestattet. Er war ein kleines, spindelbürriges Männchen mit einem verwitterten Gesicht, von einer alten, grämlichen Ziege durchaus nicht zu unterscheiden, ungewöhnlich langen Armen und desto kleineren Beinen, von denen das eine obendrein ein Stück zu kurz gerathen war. Sein Gang hatte deshalb nichts von der sonst üblichen Würde eines öffentlichen Beamten, und böse Zungen behaupteten anfänglich, man hätte ihn nur zum Feldschützen gemacht, weil er sonst auf Gemeindefosten unterhalten werden müßte. Aber es zeigte sich bald, daß er sein Amt ganz vortrefflich auszufüllen verstand. Er schoß trotz seines Schnappfußes mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Felder, huschte wie ein Schatten zwischen den Bäumen den Holzrevolven nach und war der Schrecken aller streuzenden Kinder und Großen. Mochte man noch so vorsichtig sein und überall Wachtposten aufstellen: der „schebbe“ Jillich kam Dank seiner kleinen Luchsaugen auf der Stelle, die man doch übersehen hatte, unerbittlich herbei und brachte in einem Jahre mehr Feldrevolver zur Anzeige als sein Vorgänger in drei. Er war deshalb nicht wenig gefürchtet, und der Ruf: „Der schebb Jillich kommt,“ gab das Zeichen der wildesten Flucht. Aber selbst laufen konnte der Racker unheimlich schnell, und einen von den Buben erwischte er regelmäßig.

Daß sich Jillich unter diesen Umständen von der Bemerkung des Amtsrichters in seiner Dienststube gekränkt fühlte, konnte ihm Niemand übelnehmen. Er hatte sich auch sogleich wenigstens einigermaßen gerächt. Die Stelle, auf die er den Amtsrichter schickte, lag so weit von dem eigentlichen Wechsel

des Vögel entfernt, daß man ihn von dort zwar sehr deutlich sehen, aber unmöglich schießen konnte. Jillich hatte also zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: seinen guten Willen gezeigt, dem Amtsrichter aber zugleich wahre Tantalusqualen auferlegt.

Diese Vorstellung stimmte sein Gemüth wieder um ein Beträchtliches heiterer. Er zog die schwarzgerauchte Holzpfeife hervor, stopfte sie bedächtig, schob sie zwischen die Zähne und machte, fortwährend spuckend und anathmend, seinen gewohnten Mundgang durch die Gärten. Als er hierbei den stummen Buben begegnete, die ihre Gänse heimtrieben — zwei taubstumme Brüder von etwa fünfzig Jahren verwalteten das Hirtenamt — und sie vor ihm die Hülte zogen, blickte er zuerst grimmig die stummen Buben und dann noch grimmiger die Gänse an. Hierauf schnappte er gedankenvoll heim.

Wie es bei kleinen Leuten häufig geschieht, daß sie das andere Geschlecht in recht vollen, starken Formen verehren, so war es auch bei dem Schütz der Fall. Obgleich er seine Frau nie anders als in der Diminutivform „Bawettche“ anredete, so hätte man aus dem Bawettche doch recht bequem mindestens drei Jillichs machen können. Infolge dieses Uberschusses an Kraft bei dem weiblichen Theil nahm Herr Jillich zu Hause keine so gefürchtete Stellung ein als draußen im öffentlichen Leben. Er hatte es als kluger Mann überhaupt nicht zum Entschuldigungskampfe kommen lassen, sondern sich von vornherein seinem Bawettchen willig untergeordnet. Sie führten nun auch eine wirkliche Musterehe miteinander. Das ungemein kräftige, vierschrittige Bawettchen besorgte nicht nur die ganze Hausarbeit, sondern bewirthschaftete auch eigenhändig ihren Garten und das Stück Feld draußen hinter'm Kirchhof und genoss dafür die Freiheit, mit dem gesammten Einkommen zu schalten und zu walten, wie es ihr beliebte. Jillich hielt in seinen Freistunden das Haus und den Stall in Ordnung, tünchte die Wände, besserte alle schadhaften Stellen aus und flocht noch obendrein Körbe. Nur in einem Punkte hatte das Ehepaar eine Meinungsverschiedenheit. Jillich war eine groß angelegte Natur; ihm kam es nicht darauf an, im „bunten Wag“ einen Schoppen zu zahlen und sein Päckchen Tabak herumzureichen; auch wäre er mit seinem Bawettchen am liebsten auf alle Kirchweihen der Umgegend gezogen und hätte dort was drauß gehen lassen. Aber seine Frau war eine ebenso fleißige wie sparsame Seele; sie gab nicht einmal für Bugfachen Geld aus. Aus dieser verschiedenartigen Liebhaberei ergab sich zuweilen ein Zwist, der aber durch Jillich's Fügsamkeit meist rasch beendet wurde.

In den nächsten Tagen schnappte der Schütz ruhelos wie ein hungriger Wolf durch die Gärten und Felder. Die schröckliche Bemerkung des Amtsrichters rumorte unablässig in seinem Inneren; selbst seine Pfeife schmeckte ihm nicht mehr, und die Stammgäste im „bunten Wag“ fingen bereits an, über sein unerklärliches Gebahren bedeutsam die Köpfe zu schütteln. Was in aller Welt war nur in den schebben Jillich gefahren? Sonst wußte er alle Neuigkeiten, trank gemütlich seinen Schoppen — aber jetzt hockte er still da. Ja, man hatte sogar gehört, daß er mit sich selbst sprach. Wenn das nicht höchst verdächtig war, was sollte es denn sein? Man besann sich, daß es mit seinem Vater in dem Obersüßbächen auch nicht so ganz richtig gewesen sein sollte. Er wird doch nicht am Ende gar...?

Der Schütz merkte von dem Allen gar nichts. Er sah immer nur Gänse vor sich, nichts als Gänse, die er pfänden und im Siegeszuge am Hause des Amtsrichters vorbeiführen wollte. Schon zweimal war er wie toll durch die Aepfelstüde getrottet, weil er in weiter Entfernung auf einem Feld „so was Weißliches“ hatte schimmern sehen: das erste Mal war es ein altes Hemd gewesen, um die Spahen von den Erbsen zu scheuchen; dann hatte ihm gar seine aufgeregte Phantasie einige große Zeitungsseiten auf einem frischgedüngten Acker in Gänse verzaubert. Aber die Täuschungen trugen nicht etwa dazu bei, seinen Eifer zu lähmen. Im Gegentheil! Jetzt hatte er sich erst recht in den Kopf gesetzt, zu zeigen, was er in Wahrheit doch für ein Kerl war.

Und wirklich gelang es ihm! Als er eines Mittags höchst verdrossen in der Lehmkuhle herumstrich, sah er plötzlich kaum hundert Schritte vor sich das Ziel seiner Wünsche: Drei prächtige, junge Gänse, die sich an dem frischen Gemüse gütlich thaten. Wie ein Habicht schoß er auf die Thiere los; der schönste Walzer hatte ihm nie halb so gut gefallen, als ihr Schnattern! Also endlich, endlich! Er zupfte sich ganz glücklich seinen dünnen Kimbart; ja, ja, was der Jillich wollte, sagte er durch! Jetzt sollen sie sehen, Herr Amtsrichter, der „schebbe“ ist doch ein richtiger Schütz!

Daß die Wohnung des Amtsrichters am anderen Ende des Städtchens lag, war Jillich ganz schnuppe; er mußte mit seinen gepfändeten Gänsen an ihr vorbeiziehen, das stand bei ihm felsenfest. Er trieb sie also hinter dem ganzen Ort her den Wiesenweg entlang und bog dann im höchsten Triumph auf die Hauptstraße ein. Er hatte wirklich heute Glück! Der Herr Amtsrichter sah gerade beim Nachmittagsstaffee, wobei er, wie jeder gute Bürger, mit einem Auge wenigstens, immer die Straße beobachtete, um ja nichts zu übersehen, was allenfalls des Sehens werth war. Natürlich bemerkte er schon in einiger Entfernung die drei Gänse in einer Reihe watscheln und den schebben Jillich ganz aufgebläht hinterdrein schnappen. Er trat mit Frau und Kindern an das Fenster, und als der Schütz stolz heraufrief: „Diesmal habe mer die Salatfresser, Herr Amtsrichter,“ nickte er ihm freundlich herablassend zu. Seine Nase war heute weniger als sonst verstopft, und er befand sich aus diesem Grund in sehr rosigter Stimmung.

Der Gruß that dem Schütz wohl bis in die Fußspitzen, und er trieb seine Gänse noch einmal so würdevoll weiter. Die Stadtschule war eben aus, und ein Schwarm Buben zog pfeifend und schreiend hinter ihnen drein. Die Nachricht: „Der Jillich hat Gänse gepennt,“ verbreitete sich mit unglaublicher Geschwindigkeit.

Nast an jedem Haus guckte ein Frauenkopf heraus und musterte angstvoll die Gänse, um zu sehen, ob nicht etwa die eigenen dem gestrengen Jillich zum Opfer gefallen wären. Bis jetzt aber hatte noch kein erschreckter Ruf den Eigenthümer verrathen, und der Pfandstall war beinahe erreicht, als die Gänse eine entschiedene Neigung an den Tag legten, sich gegen ihre Bergewaltigung zu wehren. Bisher waren sie jedem Wink von Jillich's Stock geduldig gefolgt; jetzt aber machten sie links und bogen mit ihrer ganzen Energie in eine Nebengasse ein. Der Schütz wollte sie zuerst liebreich, dann mit Strenge zurechtweisen; da streckten sie die Hälse weit vor und zeigten sich von einer ungemein hitzigen Gemüthsart. Als nun gar die Buben unter lautem Jubel auf sie eindrangen, schnatterten sie gewaltig, schlugen mit den Flügeln und flogen schreiend über die Köpfe der Angreifer fort. Jillich schnappte fluchend und schimpfend mit dem Stock auf die grölenden Buben schlagend, hinter ihnen drein. Doch jetzt gaben die Gänse ihre Flucht von selbst auf und drängten sich dicht an eine Frau, die der Lärm aus dem Häuschen gelockt hatte. — Jillich überließ es plötzlich eiskalt.

„Was fällt Euch denn ein, Ihr Lausbube,“ rief Bawettchen zornig. „Schlag sie doch hinter die Ohren, Jillich! Sie jage unser Gänse!“

„Des sinn unser Gänse?“ leuchtete der Schütz athemlos.

„No, kennst se dann net?“ antwortete Bawettchen, etwas erstaunt über das Zohlen und Geschrei der Buben.

„Ei, der Jillich hat se ewe gepennt,“ belehrte sie eine grinsende Nachbarin.

In höchster Verwunderung drehte sich das Bawettchen nach ihrem Manne um; ein Blick auf Jillich reichte hin, um sie die furchtbare Wahrheit erkennen zu lassen. Sie wurde blutroth und holte mit der Hand weit aus — aber sie besann sich plötzlich eines Besseren, machte nur die Haus Thür auf und rief kurz: „Kommt!“

Familie Jillich und die Gänse verschwanden.

Am anderen Morgen entrichtete der Schütz die Strafe für seine selbst gepfändeten Gänse. Im „bunten Wag“ sah man ihn aber erst nach einem Jahr wieder. —

Auf dem Heimweg. Fröh v. Uebe, der Münchener Künstler, der das Original zu unserem heutigen Bild gemalt, hat in der Gegenwart einen besonderen Ruf, und seine Kunst ist nur in dieser Beleuchtung weiteren Kreisen bekannt geworden: er hat den Stil der naturalistischen Kunst auf die Darstellung des neusteinzeitlichen Stoffgebietes angewandt. Sein „Abendmahl“, sein „Schwerer Gang“, seine „Bergpredigt“, sein „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ haben durch diese Art einen lebhaften Streit der Meinungen erregt. Uebe schildert die Szenen, als wären sie heute geschehen; der Christus, den er malt, ist ein einfacher Mann, der unter einfachen Männern und Frauen unserer Tage einhergeht; es sind Proletarier, die ihm die Modelle abgeben. Das hat natürlich den Zorn der religiösen Eiferer erweckt, denen eine solche Behandlung der Gestalt Christi als eine Entweihung, als eine „Verkenntnis seines göttlichen Charakters“ erschien. Uebe und seine Bewunderer hielten dem entgegen, daß die Künstler früherer Zeiten, die wir sehr hoch schätzen, es nicht anders gemacht hätten. Die Maler der Renaissance haben Christus und seine Umgebung im Kostüm und unter Zugrundelegung der Sitten ihrer eigenen Zeit dargestellt; die „Hochzeit zu Cana“ ging auf ihren Bildern wie eine läppige Hochzeit in ihren Tagen vor sich, und die immer wieder gemalte „Madonna“ war eine stolze, schöne Patrizierfrau, wie sie solche in ihrer Umgebung sahen. Das Letztere ist gewiß richtig — und doch ist die Beweisführung nicht stichhaltig. Es wird in der Kunst immer darauf ankommen, wie die Dinge empfunden werden. Jene Zeit hatte in dem Vollgefühl ihrer Kraft fast gar keinen „geschichtlichen Sinn“; es schien ihnen ganz selbstverständlich, daß es in der Welt immer so ausgesehen habe, wie bei ihnen und in ihren Tagen. Zudem waren nicht nur die Legenden viel stärker im allgemeinen Bewußtsein, sondern in den Darstellungen selbst gab es gewisse, fast formelhafte Wiederholungen, die Jeden, der das Bild sah, mit dem Gegenstande vertraut sein ließen. Für den stark entwickelten historischen Sinn der Gegenwart aber, der noch dazu diesen Dingen entfremdet ist, ist erst eine Art Ueberwindung nöthig, des unmittelbar aufsteigenden Widerstrebens, in den aus unserer Zeit geholten Motiven Szenen aus einer fernen Vergangenheit zu sehen, Herr zu werden — selbst wenn man bereit wäre, dem Künstler auf diesen Wegen zu folgen. Von einer wirklichen „Wiederbelebung der religiösen Kunst“ wird man daher bei Uebe's Werk nicht sprechen können. Uebe's Behauptung scheint auf einem anderen Gebiete zu liegen, durch das er sich ganz in den Kreis der modernen Bestrebungen einordnet: Er ist ein ausgezeichnete Beobachter und naturalistischer Schilderer des Lebens. Da, wo er die Noth der Armen darstellt, ohne sie mit religiösen Ideen zu veräußen, wirkt er rein, es spricht ein tiefes Mitleiden aus diesen Bildern, das sie auch uns werthvoll macht. So ist es auf unserem heutigen Bild: Auf dem Heimweg. Weit über Land hatte das arme Weib hinaus gehen müssen, um für ein paar Pfennige Waaren abzusehen; ihr Döchterchen mußte mit, sie konnte es doch nicht ohne Aufsicht zu Hause lassen. Am frühen Nachmittag schon müssen sie umkehren; es beginnt bereits zu dämmern. Jetzt nähern sie sich der Stadt. Ueber ein unwirtliches, verschneites Feld geht der fast verwehte Weg. Im Hintergrunde, von einer Dunstwolke eingehüllt, liegt die Stadt, aus einzelnen Fenstern blinken Lichter durch das gleichförmige Grau, wie Glogangen eines riesigen Ungeheuers sehen sie aus. Die Weiden sind müde von dem langen Herumlaufen, von der schwerfeuchten Luft, und nun haßt noch bei jedem Schritt der Schnee an den Schuhsohlen und erschwert ihnen den Gang. Das Wasser dringt in die Schuhe, ein Frösteln zieht durch den Körper, mit gesenktem Kopf, schwerfällig schleppen sie sich weiter . . .

Eine Fahrt im Ochsenwagen. In seinem Buch: „Zehn Jahre afrikanischen Lebens“ (Leipzig, Otto Wigand) erzählt August Voshart von seinen Reisen in Südwestafrika in der Gegend der Waldfischbai. Die bequemste Art zu reisen ist in Afrika die im Ochsenwagen. Es ist dies keineswegs, wie man wohl glauben könnte, ein so bedeutendes Vergnügen. Der afrikanische Ochse ist nichts weniger als langsam, und er ist nebenbei fast unermüdlich. Die Ochsen werden hier auch als Reithiere gebraucht, und es ist im Lande eine bekannte Thatsache, daß bei Distanzritten der Ochsenreiter im Vortheil ist. Der schwierigste Moment ist immer der des Einspannens; ein richtiges Gespann besteht aus 20 Ochsen, die paarweise vor den Wagen gespannt werden, indem man immer zwei in ein Doppelschloß steckt. Der afrikanische Ochse hat einen kleinen Reithöcker, mit dem er seine Last vorwärts schiebt, indem das Joch vor denselben auf dem Rücken aufliegt; dadurch ist der Kopf des Thieres nicht in seiner freien Bewegung gehemmt. Hat man ältere Thiere, so stellen sie sich meistens freiwillig an ihren gewohnten Platz und lassen sich ruhig das Joch auflegen. Sind jedoch junge, halb wilde Ochsen darunter, die erst eingefahren werden sollen, so wird die Arbeit komplizierter, und man darf sich bei dem Geschäft die Zeit nicht lang werden lassen, noch weniger aber darf man die Geduld verlieren. Ist das Fuhrwerk erst einmal in Gang gebracht, dann geht es dahin, über Stock und Stein, oft im Trab, manchmal sogar im Galopp; es

muß ein gewandter, eingeborener Käufer sein, der mit einem tüchtigen Ochsenmann gleichen Schritt halten will; der Reize kann es nicht, wenigstens nicht auf die Dauer.

Die Wagen sind für diese strapazierten Reisen eigens eingerichtet, sehr stark gebaut, so daß sie manchen derben Puff aushalten können. Sie sind auf sehr breite, massive Räder gestellt, welche das tiefe Einsinken in den Sand oder in Sumpfboden möglichst verhindern; auch sind sie mit starken Patentachsen ausgerüstet. Im Innern sind verschiedene Kasten und Fächer angebracht, damit man seinen ganzen Hausrath bequem unterbringen kann und ihn doch immer bei der Hand hat. Im unteren Theil des Wagens werden das Gepäck und die Waaren aufbewahrt; dann wird ein Rahmen eingeschoben, der mit Ochsenhautriemen überspannt ist und vollkommen eine Sprungfedermatratze ersetzt; auf diesen Rahmen legt man eine Rohhaarmatratze nebst Polster, dazu so viele wollene Decken als nöthig sind, und man hat ein bequemes, gesundes Lager, wie man es sonst nirgends in Afrika finden kann. Auch an der Außenseite des Wagens befinden sich einige Behälter, in denen ein vollständiges Handwerkszeug, die Küchengeräthe und Feuerungsmaterial mitgeführt werden. Hinten auf stehen — je nach Bedarf — ein bis zwei Fässer mit Trinkwasser. Das Dach des Wagens ist wie ein Schiffsdeck abgerundet und ausgebagert; schließlich ist die ganze obere Hälfte noch mit starkem Segeltuch fest überzogen, so daß diese fahrende Behausung auch bei dem härtesten Wetter vollkommen wasserdicht bleibt.

Ist man an einer Stelle angelangt, wo man Halt machen will, so spannt man seine Ochsen aus und läßt sie laufen; sie suchen sich ihr Futter selbst. Dasselbe geschieht mit den Pferden, die man mitführt; nur eins wird an einem Hinterbein gefesselt, damit man es des Morgens gleich bei der Hand hat, wenn man es braucht, um mit seiner Hilfe die Ochsen wieder herbeizutreiben, falls sie sich in der Nacht in der Umgegend zerstreut haben.

In einem Ochsenwagen gehören gewöhnlich drei Treiber. Der Eine führt beim Aufbruch und auf schwierigem Terrain die beiden Leitochsen, die an der Spitze gehen und meist ältere Thiere sind. Der Zweite hat seinen Platz auf dem Vorderfuß des Wagens, und ihm unterstehen die beiden Hinterochsen, die an der Deichsel gehen; diese sind gewöhnlich auch gut eingefahren und die kräftigsten des Gespanns. Der dritte Treiber ist mit einer an einem 12 bis 15 Fuß langen Rohr befestigten Peitsche bewaffnet und läuft den größten Theil des Tages neben dem Gespann her, das er durch Zuruf und Peitschenknall zu immer schärferem Gang antreibt. Im Nothfall thun zwei Treiber diesen Dienst. Die Wagen sind darauf berechnet, daß 80 Zentner geladen werden können; somit befördert ein Gefährt mindestens ebenso viele Lasten, als 130 schwarze Träger fort zu bringen im Stande sind.

Eine große Unannehmlichkeit ist es, wenn man des Morgens erwacht, und es ist weit und breit kein Ochse mehr zu sehen. Dann besteht man, in sein Schicksal ergeben, die Pferde, um die Ausreiter einzuholen und zurückzubringen; dies Geschäft ist aber nicht immer so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint, und nimmt oft einen ganzen Tag, manchmal auch zwei in Anspruch. Dies Ereigniß tritt meist ein, wenn man zur Regenzeit auf dem Marsche ist, was man allerdings möglichst vermeidet. Fängt es Nachts an zu regnen, so rennen die Bestien nach allen Himmelsrichtungen auseinander und laufen unermüdlich weiter, so daß es Mühe genug kostet, sie wieder einzuholen. Dasselbe geschieht, wenn man zur Küste fährt und sich dieser nähert; der Instinkt treibt dann die Thiere nach dem Lande zurück, wo es Futter und Wasser giebt. In solchem Falle kann man das Gespann an der nächsten Wasserstelle leicht wiederfinden.

Den Einfluß der Riefer und Zähne auf den Gesichtsausdruck der Völker schildert nach einem Bericht des „Globus“ G. Hördke in einer kleinen Schrift. Die Gestaltung der Zähne erweist sich zwar bei den einzelnen Individuen und Altersstufen als sehr verschieden, innerhalb der Völkerrassen bietet sie aber keine markanten Unterschiede dar. Ferner haben einzelne Völker den Gebrauch, ihr Gebiß künstlich zu bearbeiten. Im Allgemeinen sind die Gebisse bei den Naturvölkern kräftiger, gleichmäßiger und weniger zu Erkrankungen geneigt als bei den Kulturvölkern. Mangelhafte und unregelmäßige Zähne geben dem Gesicht etwas Unruhiges und Auffallendes, beeinflussen auch die Gestalt der Kiefer. Eine allgemein verbreitete Erscheinung ist die Prognathie (das Vorkleben der Unterkiefer); in einer oder mehreren ihrer Hauptformen findet sie sich bei allen Völkern in stärkerem oder geringerem Grade; sie ist theils ererbt, theils pathologisch. In mehreren Fällen, z. B. wie in Amerika und Indien, stellte sich die Sache so, daß zwei Hauptgesichtstypen auf einem engen Raum unter notorisch verwandten Völkern vorkommen; der eine zeigt in der Regel auch einen höheren Grad von Prognathie. Immerhin giebt es Rassen, wie die Neger und Malaien, bei denen sie eine vorwaltende Eigenschaft ist und als Rassenmerkmal gelten kann. Die Prognathie ist nicht unbedingt ein Merkmal der in der Kultur am tiefsten stehenden Völker. Australier, Bushmänner, die Wedda usw. haben entweder nicht vorklebende Unterkiefer oder sie sind wenigstens nicht ausgesprochen prognath. Vielleicht sieht die aus-

gesprochene Prognathie in einem näheren Verhältnis zu der künstlichen Bearbeitung der Zähne. Die Gestaltung der einzelnen Kieferknochen, ihr gegenfeitiges Verhältnis ist mitunter so charakteristisch, daß dadurch der Gesichtsausdruck bestimmt wird, wie beispielsweise bei den Japanern und den Eskimos. —

Byzantiner. Am 7. Oktober 1755, dem Geburtstag August III. von Polen (und Sachsen), hielt der Sprecher der Danziger Kaufmannschaft, Herr Fr. Gottlieb Kemmerer, bei der Aufstellung einer Denkmalsbüste des genannten Monarchen im Artushofe eine Rede, deren Schluß — er wurde an die Büste gerichtet — folgendermaßen lautete: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Ich beuge mich in tiefster Ehrfurcht für (vor) dem Deiner geheiligten Majestät geweihten Bilde, welches die hier versammelte Kaufmannschaft mit erfreuetem und ehrfurchtsvollem Herzen Deiner Majestät, als ein ewiges Denkmal ihrer reinen Dankbegierde, opfert. Sie flehet Dich, großer König! demüthigt an: Würdiger, großer Monarch! würdige es gnädig aufzunehmen. Laß, großer König! Dir das Dankopfer ihres ehrfurchtsvollen Sters allergnädigt wohlgefallen“ u. s. w. — eh.

Weihnachten am Sinai. In seinen „Wästenwanderungen am Sinai“ erzählt Max Berworn von einem Weihnachtsabend, den er am Sinai erlebt hat: Eines Tages machte ich mit Fräulein die Entdeckung, daß Weihnachten vor der Thüre ist. Nichts hatte mich an das winterliche Fest erinnert. Statt Schnee und Eis und Winterkälte umgiebt mich lachender Sonnenschein, greller Wüstenabend, tiefblaues Meer und wolkenloser Himmel. Mit meinen Gedanken in der Heimath wandere ich hinaus an meinen Lieblingsplatz, einen einsamen Bilgerbrunnen in der Wüste bei Kuram. Die Sonne ist eben untergegangen. Alles ringsumher ist still und einsam, nur dann und wann dringen aus der Ferne Laute von Kuram herüber. Die Wüste ist braun und schon im Schatten. Auch die Sinaiberge haben bereits ihre Abendröthe verloren und ragen dunkelblau mit ihren gewaltigen Massen in das grüne Joviellicht des Himmels. Dagegen ist über den schwarzen afrikanischen Bergen noch alles hell, und scharf heben sich, durch Geipenitern gleich, die Palmen von Kuram an dem grellgelben Abendhimmel ab. Da zieht von Süden her ein leichtes Roth über die zarten Wölkchen, die den westlichen Himmel beleben, herauf, immer höher und höher, und je mehr es heraufkommt, um so greller und leuchtender prägt es sich aus. Schließlich lagert sich dieses Roth in hellen Streifen, fast blendend über die dunklen Berge der fernsten Küste. Dazwischen sieht der jetzt stahlblau gewordene Hintergrund des Himmels hervor, ein Effekt, den kein Pinself und keine Feder zu schildern vermag. Allmählig werden die Farben satter, dunkler, undurchsichtiger, und in einer halben Stunde hat die heilige Nacht den Horizont ringsum verhällt. Ueber dem kaum Schömar sieht einsam in strahlendem Glanze die Venus. Alles schweigt. Selbst die Geräusche des Dorfes sind verstummt. In ergreifender Stille hört der Mensch nur sich selbst, das feinste Geräusch seiner kleinsten Bewegung, seinen Athem, seinen Herzschlag. Weit und einsam dehnt sich in unbestimmbarer Ferne die Wüste und läßt die Schreie abhören, die sie in ihrem Schooße verbirgt. Die Entfernungen verschwinden. Alles ist grau. Wüste, Berge und Himmel gehen in unbestimmten Formen ineinander über. Steine und Bodenerhebungen in der Nähe nehmen verzerrte und phantastische Gestalt an. In diesem Zustande, in dem die Sinne auf's Höchste gespannt sind und doch nicht mehr wirklich erkennen, beginnt die Einbildungskraft ihr Spiel.

Jetzt, es ist 6 Uhr, wird zu Hause der Weihnachtsbaum angezündet. Der Duft angebrannter Tannenadeln dringt durch die Thür, und das pochende Herz der Kinder schlägt schneller, wenn die Klingel ertönt. Das mystische Gefühl der Verehrung, das im Kinder Gemüth von Jugend auf mit der Vorstellung von Weihnachten associirt ist, will in meiner Erinnerung heraufsteigen, aber es kämpft gegen eine fremde Macht und kommt nicht empor. Hier bin ich nicht weit von jenen Gegenden, wo das Christkind nach der Ueberlieferung zur Welt kam. Hier bin ich in einer ähnlichen Umgebung: Palmen, ein kleines Dörfchen, weite, tiefe Flächen sind um mich herum. Aber doch wie ganz anders ist die Stimmung zu Hause in der schneebedeckten, eisstarrten Heimath beim lichtstrahlenden Tannenbaum! Zum ersten Male kommt mir zum Bewußtsein, wie die Verehrung des altgermanischen Weihnachtsmythus mit der Legende von der Geburt des Christkinds doch eigentlich so ganz unharmonisch ist, wie die im Süden gedorene und in eine orientalische Szenerie gehörende Erzählung von der heiligen Nacht so garnicht in unsere nordische Heimath, in eine Umgebung von Eis und Schnee hineinpaßt und wie umgekehrt eine richtige, nordische Weihnachtsstimmung in dieser Umgebung, unter diesem Himmel trotz der großen, gewaltigen Natur sich unmöglich entwickeln kann. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.